Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 42 (1986)
Heft: 4

Artikel: Karl Barth und die Schweiz
Autor: Bonjour, Edgar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-878298

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Karl Barth und die Schweiz

von Edgar Bonjour

Ich habe den Auftrag, über Karl Barth und die Schweiz zu Ihnen zu sprechen, nur schweren Herzens übernommen. Denn ich dachte an seine oft gespannten Beziehungen zur eidgenössischen Politik, die manchmal fast den Charakter eines Kampfes zwischen Staat und Kirche annahmen, und ich fragte mich, ob ich hierüber als ein Zeitgenosse sachlich werde berichten können. Aber der echte, zeitweilig rückhaltlose Einsatz für die bedrohte Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, zu der sich Barth mehrfach bekannte, hat mir einen so starken Eindruck gemacht, dass ich versuchen will, die wechselnden Stadien dieses Verhältnisses darzustellen.

Barth wurde in Basel geboren und stammte aus einer Familie mit alter baslerischer Ahnentafel. Sein Wesen hatte unverkennbar baslerische Züge. Keine Schweizerstadt hat so viele Gelehrte hervorgebracht, hat das scharfe, unerbittlich bohrende Fragen nach der Wahrheit, hat den Intellekt, der alle Sentimentalität ablehnt, so gehegt wie Basel. Auf Basler Boden ist eine besonder Art von blitzendem Humor erwachsen, der anderswo oft verletzt und als *médisance* verschrien wird, die Basel als teures Erbe pflege. Am alten, konservativen Basel, an seiner «mild humanistischen Skepsis und daneben seiner Lust an den Radikalismen anderer» übte Barth zwar Kritik, aber mit einem Unterton von Wohlwollen und Selbstironie. «Ich bin nur mit zwei urgrossväterlichen Achteln (Lotz aus dem kleinen und Burckhardt aus dem grossen Basel) an der älteren Basler Geschichte beteiligt». Barth hat in Basel 36 Jahre seines Lebens gewohnt.

Nun aber war Barth nicht bloss Basler. Er hat seine ganze Jugend in Bern verbracht, hat dort die Schulen bis zur Maturität durchlaufen und bernische Jugendfreunde fürs ganze Leben gewonnen. In Bern wohnten seine Eltern, und bei jedem Besuch in Bern beschlichen ihn heimatliche Gefühle. Wenn er den Begriff Heimat erklärte, so tat er das mit dem bernischen Wort «Heimetli». Wenn er hochdeutsch predigte, geschah das im Tonfall und in der Aussprache eines bernischen Landpfarrers. Er hat erst später – unter den Nachwirkungen seines Zwistes mit dem bernischen Kirchendirektor – den Temperamentsunterschied zwischen Basel und Bern hervorgehoben, hat seine Abneigung gegen bernisches Wesen auf Kindheitserlebnisse, auf den in Bern herrschenden «einfältigen, blöden Hass gegen die Basler Beppi» zurückgeführt und behauptet, was ihn an Bern aufrege, sei ihm

später *ceteris imparibus* aus den Erfahrungen Calvins mit demselben Staat, dem bernischen, verständlich geworden. Aber seine Briefe und Gespräche sind bis ins hohe Alter voll von traulichen, versöhnlichen Erinnerungen an Bern.

Als Barth in Berlin studierte, als er später von seiner aargauischen Pfarrgemeinde aus in Deutschland Vorträge hielt, und dann besonders, als er an deutschen Universitäten dozierte, machte er sich über sein Schweizertum Gedanken. Als Professor in Göttingen schrieb er 1925 einem Freund: «Der Minister erlaubt mir, auch als Ordinarius Schweizer zu bleiben, und davon werde ich Gebrauch machen». Die Beibehaltung seiner schweizerischen Staatszugehörigkeit ist ihm in allen seinen akademischen Ämtern ausdrücklich zugestanden worden. Nachdem er so Doppelbürger geworden war, scherzte er, er könne nun gelegentlich mitsingen «Deutschland, Deutschland über alles.» Aber er war meilenweit entfernt von der Stimmung eines jungen Gottfried Keller oder eines jungen Jacob Burckhardt, die während ihrer Studien in Deutschland für die deutsche geistige Heimat schwärmten und ein engeres kulturelles, zum Teil sogar politisches Einvernehmen der Schweiz mit Deutschland befürworteten. Zwar verfolgte Barth mit warmem Anteil neben dem kirchlichen das politische Leben in der Weimarer Republik, interessierte sich besonders für die «kleinen gutwilligen Kreise, die ... eine deutsche soziale Demokratie aufbauen und dem Lande einen angemessenen Raum inmitten einer ihm zunächst noch misstrauisch genug gegenüber stehenden Umwelt in loyaler Weise sichern wollten.» Indessen blieb er auf Distanz, beobachtete kritisch das neudeutsche Wesen, bekämpfte immer leidenschaftlicher den anwachsenden Nationalsozialismus. Man hielt ihm deutscherseits vor, er verstehe vieles in Deutschland nicht, weil er «eben ein Schweizer und nicht von der Wurzel bis zum Kopf ein Deutscher sei». Seine Reaktion auf diesen deutschen Vorwurf formulierte er einmal: «Ich weiss wohl, in welchem Stück ich ein Schweizer und mitten in der deutschen Theologie und Kirche auch total und unentwegt bleiben will – in dem nämlich, was bei dem sehr profanen Gottfried Keller zu lesen steht ‹Heil uns, noch ist bei Freien üblich Ein leidenschaftlich freies Wort›. Und ich meine allerdings, dass ich – wenn denn von meinem Heimatschein durchaus die Rede sein soll – meine Liebe zu Deutschland, meine Zugehörigkeit zu ihm nicht wohl besser beweisen kann, als indem ich in diesem Sinn mitten in Deutschland, aber im Unterschied zu vielen Deutschen ein – Schweizer bin».

Man weiss, unter welchen für das damalige Deutschland schimpflichen Umständen Barth in Bonn abgesetzt wurde. Unmittelbar darauf berief ihn Basel an seine Universität; und zu meinem Erstaunen erfahre ich aus der

verdienstvollen Biographie von Eberhard Busch, der ich einige Angaben verdanke, Barths Ernennung sei unter der Bedingung erfolgt, dass er sich zur schweizerisch-militärischen Landesverteidigung bekenne. Mir gegenüber – meine Berufung nach Basel war drei Monate vor derjenigen Barths erfolgt – ist von einer solchen Verpflichtung nie die Rede gewesen. Die Barth gestellte Bedingung erklärt sich wohl daraus, dass Barth eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei der Schweiz war, diese sich jedoch erst nach Barths Berufung grundsätzlich und offiziell zur militärischen Landesverteidigung bekannt hat.

In Basel war das Echo auf Barths Dozententätigkeit zunächst viel weniger stark und breit als in Bonn. Barth wanderte fast täglich nach dem Stapfelberg, «wo ich in dem rührend bescheidenen Auditorium maximum dieser Universität vor allerlei Volk meine Dogmatikkurse vortrug». In dem winzigen Dozentenzimmerchen begegnete ich Barth dreimal wöchentlich, weil ich unmittelbar nach ihm im gleichen Hörsaal Vorlesung hielt. Ich hatte den Eindruck, Barth sei etwas enttäuscht über die geringere Resonanz in Basel als in Bonn. «Ach wissen Sie», gestand er mir, «es kommt mir so vor, als hätte ich in Bonn eine grosse Import- und Exportfirma geleitet und führe nun hier ein Spezereiladeli». Im Vergleich mit den deutschen Studenten fand er die Schweizer zurückhaltend, und das Arbeitsgebiet hier harter Ackerboden. Die Gespräche im Dozentenzimmerchen drehten sich hauptsächlich um historische Fragen, und ich staunte über Barths ganz ungewöhnlich umfassende und präzise Kenntnisse in Schweizergeschichte und sogar in allgemeiner Kriegsgeschichte. Er schrieb bescheiden von seiner «nebenamtlichen historischen Wissbegierde bezw. Neugierde» und vertraute mir an, wenn er auf Neuerscheinungen in seinem engeren Fachgebiet ebenso scharf wäre wie auf historische, so stünde es besser um seine Kenntnisse der modernen theologischen Literatur. Mir schien damals, Barth beschäftige sich mehr mit dem Kirchenkampf in Deutschland als mit den öffentlichen Verhältnissen in der Schweiz. Er war überzeugt, dass die Gefährdung und das Leiden der Kirche in Deutschland jeden reformierten Schweizer direkt angehe, stiess damit aber weithin auf taube Ohren: «Die kirchliche Schweiz ist eine erstaunlich solide Sache. Von meinem Ort her gesagt, es wäre einer besseren Sache wert, so solid zu sein».

Seines Schweizertums ist Barth doch wohl erst ganz bewusst geworden, als der längst drohende Krieg ausbrach und Barth mitten in der Not der Gegenwart stand, wie ja denn überhaupt die Arglist der Zeit den Schweizer allgemein zur Selbstbesinnung führte. Barth erzählt, er habe auf Vortragsreisen sein Vaterland eifrig durchzogen und jetzt besser kennen gelernt; er sei in diesen Jahren schweizerischer geworden, «als ich es je gewesen war

und von mir selbst erwartet hätte». Zunächst habe er es für seine Pflicht gehalten, an seinem Teil dafür zu sorgen, «dass wenigstens an einer Stelle inmitten des irrsinnig gewordenen Europas, nämlich auf unserer schweizerischen Insel und speziell in unserer Grenzstadt Basel, ordentlich Theologie getrieben werde». Jedoch konnte ausschliesslich akademisch-wissenschaftliche Tätigkeit dem Aktivisten Barth in dieser «bis zum Rand mit Weltgeschichte gefüllten Zeit» nicht genügen. Er meldete sich zum bewaffneten Hilfsdienst, exerzierte als uniformierter Soldat, stand in finsterer Mitternacht Wache am Rhein, bewachte die Minen der Eisenbahnbrücke, schlief – wenn überhaupt – auf Stroh und hat im Ganzen 104 Tage Militärdienst geleistet. Das alles nahm er als eine selbstverständliche Bürgerpflicht auf sich, weil er – nach seinen eigenen Worten – «die Sache der freien Eidgenossenschaft mehr als je zu lieben und zu loben gelernt» hatte. Und nun flossen ihm aus Mund und Feder fast rückhaltlose Bekenntnisse zur Schweiz, der er sogar eine europäische Bedeutung zuerkannte: «Ein solches Staatswesen ist ein Licht, das, mag es noch so klein und – offen gestanden – oft noch so trüb sein, nicht um seiner selbst, sondern um der Zukunft aller Völker willen brennen muss». Dieses Licht wollte Barth gross leuchten lassen, und vor allem wollte er die Schweizer zum Abwehrkampf aufrufen. Seine Briefe, Reden, Manifeste waren auf den Ton des Rates gestimmt, den er der Kirche in Deutschland gegeben hatte «Widerstehet». Das rief er in seine Nation hinaus als wegweisende Worte für seine «etwa von Knieweichheit bedrohten schweizerischen Landsleute». Dabei rieb er sich an den Vorschriften der eidgenössischen Presseprüfungsstelle, welche seiner Meinung nach die Neutralität viel zu extensiv handhabte: «Zu der von der höchsten eidgenössischen Stelle aus vorgetragenen, als orthodox und zwangsverbindlich erklärten Interpretation der schweizerischen Neutralität habe ich von Anfang an nur nein sagen können. Ich meine damit die 1939 willkürlich erfundene und oktroyierte Umdeutung unserer militärischen in eine integrale Neutralität, auf Grund deren unser Bundesrat es nicht nur für sich unterliess, sondern es auch uns andern Schweizern untersagen zu sollen glaubte, das schweizerische Interesse an dem europäischen Konflikt dieser Jahre öffentlich sichtbar zu machen». Barth zog der neuen engen, ihm «tief unsympathischen» Neutralitätsauffassung die largere des Völkerrechtlers Carl Hilty vor, wie sie dieser 1889 vertreten hatte.

Über diesen Punkt habe ich oft mit Barth diskutiert und ihm zu zeigen versucht, dass die gegenwärtige Igelstellung der Schweiz eine durch die Not erzwungene und nur vorübergehende sei, dass ein Überborden des freien Wortes bei der emotionalen Unberechenbarkeit des deutschen Diktators

der Schweiz äusserst gefährlich werden könnte; man müsse in dieser Zeit höchster Bedrohung den Ton etwas dämpfen. Die Ratschläge Johannes von Müllers allerdings, in einer ähnlich bedrohten Lage seinen Mitbürgern erteilt, vermochten wir beide nicht zu beherzigen: «Es ist kein Mittel wider den Samum der Wüste, als sich niederlegen und den Mund halten; ewig bläst auch er wohl nicht»; oder «Gedenke des Täubchens in Davids Liedern, das in der Felsenritze harrt, bis der Sturm sich legt». Mein Hinweis, gescheiten Journalisten gelinge es, hinter geschickt gewähltem Wort die Wahrheit aufleuchten zu lassen, behagte Barths offenem und direktem Temperament nicht. Er beklagte sich über den eidgenössischen Maulkorb und beschwerte sich immer wieder über die staatlichen Vorschriften. Zum offenen Bruch kam es dann anlässlich seines Vortrages «Im Namen Gottes des Allmächtigen!» Auch dies war ein Aufruf zum Widerstand, verbunden mit scharfer Kritik an kriegsnotrechtlichen Massnahmen: Durch ihre Kredite an Deutschland sei die Eidgenossenschaft zur Geldgeberin der Achsenmächte «und so auch in dieser Hinsicht zu deren Kriegshelferin» geworden. Als am 18. Juni 1941 das Druckverbot gegen den Vortrag erschien, waren schon 16 000 Exemplare abgesetzt. Einen Monat darauf traf ich in Bern den Theologen Albert Schädelin. Er sagte mir, er habe sich mit zahlreichen Exemplaren von Barths Schrift eingedeckt und wolle mir gerne eines schenken. Ich erwiderte, ich hätte selber ein Dutzend beiseite geschafft, bewahre sie bei mir zuhause und gebe sie unter der Hand an meine Freunde – und dabei war ich Mitglied der Presseprüfungsstelle des Armeestabes. Barths empörte Behauptung, die eidgenössische Nachzensur habe seine freie Meinungsäusserung ganz unterbunden, erfährt also eine Einschränkung. Denn seine Schriften, die in Deutschland seit 1938 verboten waren, konnten in der Schweiz ungehindert erscheinen.

Hinter aller unabhängigen Kritik an seinem Vaterland spürt man Barths tiefe Sympathie für dieses sonderbare Staatsgebilde, für dieses eigentümliche krause Volk. Man lese in seiner 1. August-Ansprache von 1941 *«Hominum confusione et Dei providentia Helvetia regitur»,* wie meisterhaft und liebevoll er auf kleinem Raum schweizerische Staatlichkeit und schweizerisches Volkstum charakterisiert. Das politische Leben der Eidgenossenschaft sei im Grunde nichts anderes als eine Reihe von Kompromissen und Notlösungen, sagt er und deutet das von Profanhistorikern so oft beschriebene Schweizerglück mit den Worten: «Gott hat es nun 650 Jahre lang so gewollt, zugelassen, gefügt und bestimmt, dass es diese unsere Schweiz geben darf, dass wir bis auf diesen Tag keine Deutschen, keine Franzosen keine Italiener sein müssen... Es ist Gnade, dass bis jetzt alles,

das ganze verlegene, menschliche Regieren der Schweiz immer noch und noch einmal zu dem Ergebnis geführt hat, dass uns die Schweiz erhalten blieb...» In diesen Worten schimmert noch etwas durch vom jahrhundertealten Glauben an den besonderen göttlichen Gnadenschutz, den die schweizerische Eidgenossenschaft geniesse.

Man bewundert auch im Rückblick, wie Barth sich in diesen Kriegsjahren vervielfältigte, wie er an der Front der geistigen Landesverteidigung und der Widerstandsbereitschaft kämpfte, hier und dort öffentlich sprach, predigte, schrieb. Er wurde sogar gleich einigen jungen Offizieren zum Verschwörer, trat dem Geheimbund «Aktion nationaler Widerstand» bei, wo man geloben musste, den Defaitismus in jeder Form zu bekämpfen, und wo für den Fall einer feindlichen Besetzung der Schweiz eine Untergrundbewegung vorbereitete wurde. Aber auch diese Organisation war ihm noch zu wenig radikal, und er verspottete sie gelegentlich als «Klub der Harmlosen». Barth hatte fortan, wie er sich ausdrückte, «beständig wenigstens ein Bein im politischen Gebiet». Auf eine Weisung von oben, sich als Theologe nicht in die Politik zu mischen, antwortete er gereizt, «dass ich auch fernerhin nicht etwas anderes tun kann als das, was ich im Interesse der Stärkung der schweizerischen Widerstandsbereitschaft... für geboten halte». Hier wie anderwärts kommt der *homo politicus* Barth elementar zum Vorschein. Er war kein Hieronymus im Gehäuse. Politik sei nach der Theologie die männlichste Wissenschaft, betonte er. In seinen Aufsätzen des Sammelbandes «Eines Schweizers Stimme» begründete er die inneren Beziehungen zwischen Politik und Theologie: Echte Politik sei nach dem klaren Wort des Apostels Paulus auch Gottesdienst. Irdisches Recht und irdische Freiheit seien auch Gottesgaben. Wenn sie bedroht oder verletzt würden, dürfe die christliche Gemeinde nicht schweigen. Und der alte Barth bekannte, dass seine «Theologie immer eine starke politische Komponente hatte».

Einige Tage nach Kriegsende unterzog Barth in einem Brief an die reformierten Gemeinden in Basel die Haltung der Schweiz während der Kriegszeit einer kritischen Betrachtung. Sie ist, im Hinblick auf seinen oft leidenschaftlichen Streit mit den Behörden, recht milde ausgefallen: «Wir wollen uns übrigens eingestehen, dass wir der guten Sache unserer schweizerischen Freiheit nicht immer so sicher und so treu waren, wie es unser würdig gewesen wäre. Wir haben die Tyrannen in der Zeit ihres Erfolges mehr respektiert, als wir durften, und ihre Opfer sind uns weithin allzu gleichgültig gewesen. Wir haben unsere Stimme aus Vorsicht gedämpft, als wir sie um der uns wohlbekannten Wahrheit willen laut hätten erheben sollen. Als es noch etwas kostete, da haben wir nicht protestiert. Wir haben

uns in einer seltsamen Neutralität des Herzens und Gewissens weithin die Augen verschlossen, dass die fremden Völker, die nun gesiegt haben, tatsächlich auch für uns gekämpft, gelitten und geblutet haben... Wer sind wir, dass wir heute nicht ebenso betroffen und bestraft dastehen wie andere? Wir haben das wahrhaftig nicht verdient, sondern es ist eine unbegreifliche Gnade Gottes, dass wir uns heute freuen und noch einmal Zukunftshoffnung haben dürfen...»

Bei Kriegsende gab Barth seine Rolle als Präzeptor Helvetiae nicht auf. Er fürchtete, nicht grundlos, dass in der Schweiz, wo man so sehr unter der Bedrohung durch den brutalen Nationalsozialismus gelitten hatte, nun Gefühle des Triumphes, der Genugtuung und der Schadenfreude laut würden. «Nach dem sterbenden und toten Löwen», schrieb Barth, «werden auch ohne uns noch gerade genug Steine geworfen werden». Die Schweizer sollten den Deutschen mit Teilnahme begegnen, nicht wie der Pharisäer dem Zöllner. Was den Deutschen jetzt nottue, seien aufrichtige Kameraden, ja Freunde. Merkwürdigerweise bedachte Barth die Schweizerspende mit Ironie: es passe uns Schweizern gar sehr, unserer aufs neue bewiesenen Tugend damit die Krone aufzusetzen, «dass wir wieder einmal als die Charitativen, die Wohltäter inmitten der andern Völker sichtbar würden». Barth wollte sich am Neuaufbau Deutschlands betätigen, hielt dort Vorträge und während zwei Gastsemestern Vorlesungen in Bonn – «ich habe nach kurzen Anfangshemmungen besten Kontakt mit den Studenten der jetzigen, allerdings in mancher Hinsicht ausserordentlichen deutschen Generation gefunden». Aber er kehrte in die Schweiz zurück, sah hier auch einmal General Guisan wieder, konnte ihm «die Hand drücken und ihm sagen, wie sehr ich ihm als simpler citoyen für den soeben publizierten Rechenschaftsbericht dankbar sei».

Barths Wirken in und für Deutschland empfand man in der Schweiz fast überall als beispielhaft. Seiner weiteren politischen Entwicklung und Haltung aber vermochten viele nicht mehr zu folgen und kritisierten ihn heftig, was er mit schmunzelnder Ironie quittierte, indem er nach der Rückkehr von einer seiner Deutschlandreisen 1948 einem Freunde schrieb: «Zehn Tage im Engadin – und ein ungewohnt lebhafter Regen von faulen Eiern und toten Katzen, den die schweizerische Presse mir eben wieder einmal zuwendet, haben mir geholfen, mich im Vaterland rasch wieder zurecht zu finden». Sein Brief an einen ostdeutschen Minister, worin er sich gegen die Verfolgung der Protestanten jenseits des eisernen Vorhangs auflehnte, wurde in der Schweiz weithin als unwürdig abgetan, weil Barth aus opportunistischen Gründen den östlichen Machthabern allzuviel Ehre bekundet habe. Da hat Barths Freund, der Deutsche Helmut Gollwitzer, in einer

Schweizer Zeitung die Eidgenossen daran erinnert, dass Barth «als bewusster Sohn seiner schweizerischen Heimat dieser wahrhaftig nicht geringe Ehre in der Welt mache». Und uns imponierte damals mächtig, dass Barth es verschmähte, durch «billige Deklamationen» sich im europäischen Westen und in der Heimat Sympathien zu erwerben.

Bekanntlich hat Barth im West-Ost-Konflikt der Nachkriegszeit für einen schweizerischen Weg der Mitte plädiert; er kämpfte gegen das einseitige Westlertum und trat dafür ein, dass man dem Osten, den Volksdemokratien, mehr Verständnis entgegenbringe: «Ich halte den prinzipiellen Antikommunismus für das noch grössere Übel als den Kommunismus selber». Das brachte ihn in den Geruch eines Kommunisten. Barth umschrieb seine Auffassung 1961 folgendermassen: «Zwei Dinge halte ich für entscheidend: Wir sollten unsere ganze kalte Kriegsführung gegen den kommunistischen Osten... abstellen. Sie ist infantile Politik. Wir machen damit niemandem Eindruck... Sollten die Russen einmal am Bodensee stehen, so werden die, die den Mund jetzt am meisten auftun, bestimmt nicht die grössten Helden sein. Wir wollen realisieren, dass über den West-Ost-Konflikt hinaus das Erwachen Asiens und Afrikas das Problem auch unserer Zukunft bildet. Überdauern wird in dieser grösseren Revolution nur eine Schweiz, die heute, solange es noch Zeit ist, ihre Verantwortlichkeit gegenüber den aus dem Dunkel ins Licht tretenden jüngeren Nationen erkennt und nach dem Mass ihrer Möglichkeit praktisch wahrnimmt». In der Ungarnkrise 1956 – «why is Karl Barth silent about Hungary?» – und dann wieder in der Frage der Atombewaffnung – er unterschrieb eine Initiative gegen die Einführung von Nuklearwaffen in der Schweiz – entfremdete er sich dem schweizerischen Bürgertum so weit, dass eine Zeitung fragen konnte, ob es nicht an der Zeit wäre, «den Herrn Theologieprofessor endlich einmal vor den Strafrichter zu zitieren».

Am grellsten wird die Einstellung gegen Barth in seinem weithinhallenden Streit mit dem bernischen Kirchendirektor Markus Feldmann beleuchtet. Dieser warf Barth im Berner Grossen Rat vor, es sei erwiesen, «dass gewisse Vertreter der dialektischen Theologie ... Ansprüche erheben, die darauf hinzielen, allein darüber zu entscheiden, was in der Evangelisch-reformierten Kirche gelten soll. Die so extreme Richtung gerät sozusagen zwangsläufig in Konflikt mit dem Staat, und der Staat würde seine Pflicht nicht erfüllen, wenn er sich diesen Tendenzen nicht widersetzte». Nicht zufällig werde die auffallende Verbeugung, die Barth im Berner Münster vor Stalin gemacht habe, in der kommunistischen Presse öffentlich breitgeschlagen; in einer weiteren Predigt habe Barth mit betonter Distanz zum demokratischen Staat Stellung genommen. Barth verteidigte sich, brach

aber schliesslich das auf seinen Wunsch aufgenommene schriftliche Gespräch ab. Man darf Feldmann nicht nur durch die Brille Barths sehen. Er war, wie er später als Bundesrat bewies, ein Staatsmann von Format, aber in seinem persönlich menschlichen Wesen eine Art Gegensatz zu Barth. Feldmanns Herkunft aus dem Pietismus passte Barth nicht, Feldmanns Humorlosigkeit befremdete ihn, Feldmanns bernisches Staatspathos stiess beim unpathetischen Barth auf völliges Unverständnis. Ich war mit Feldmann befreundet, spürte aus meinen Diskussionen mit ihm schon längst, wie sehr ihn Barths Haltung in seiner hohen Staatsauffassung verletzte, sah den Konflikt zwischen den beiden charaktervollen Männern kommen und erwog deshalb, sie in meinem Hause zu einem Gespräch zusammen zu führen, verzichtete dann aber schliesslich im Hinblick auf die so total verschiedenen Standpunkte und Charaktere. Grundsätzlich stand ich in diesem Streit auf Seiten Barths, glaubte aber, dass er Feldmann, zu dem er so quer stand, nicht gerecht werde. Ich bedauerte mit Feldmann, dass der Briefwechsel nicht zu konstruktiveren Ergebnissen führte. Mich betrübt es noch heute, wie die beiden Unversöhnlichen über diesen Zwist urteilten. Was Feldmann empfand, muss man in seinem handschriftlichen Nachlass lesen: Erbitterung darüber, dass Barth auf sein sehr ausführliches Schreiben nicht eingegangen war. Barth seinerseits schrieb, er habe unüberhörbar vernehmen müssen, dass man ihn als einen zweifelhaften Eidgenossen betrachte, «dass ich jedenfalls die mächtigen Sympathien, die mir in der Hitler-Zeit zugefallen waren, nun gänzlich verwirkt habe... Oh, ich meine die Nekrologe bereits zu lesen, in denen man dereinst zusammenfassend von mir sagen wird, dass ich mir in der Erneuerung der Theologie und allenfalls im deutschen Kirchenkampf gewisse Verdienste erworben habe, in politischer Hinsicht aber ein bedenkliches Irrlicht gewesen sei».

Betrüblich am Ausgang dieses Streites war unter anderem auch, dass dadurch Barths Verhältnis zu seiner Heimat eine Zeitlang gestört zu werden drohte: «Mit den Schweizern d'accord zu sein, wird mir wohl in diesem Leben nicht mehr gelingen». Es ist ihm jedoch schon bald wieder gelungen. Die Universität Genf verlieh ihm den Ehrendoktor, was ihn deshalb freute, «weil mir damit zum ersten Mal von einer verantwortlichen schweizerischen Stelle aus ein solches freundliches Wort gesagt» wurde. Zwar verfolgte er weiterhin das Geschehen in der Welt und in der Schweiz mit wacher Teilnahme und unbestechlichem Blick. Aber er nahm gemessen dazu Stellung. Nur vereinzelt blitzt noch die Lust an scharfen, pointierten Kommentaren auf, so wenn er in einem Interview sagte, «wir (Schweizer) sind in Gefahr, die Dorftrottel Europas zu werden». Kaum war ihm diese

Bemerkung entschlüpft, reute es ihn: «Oh diese bei mir noch und wieder aufkommenden Sünden der Zunge!» Solche Intermezzi zeigen, dass Barth mit zunehmendem Alter, wie er selber sagte, milder wurde, dass auch bei ihm «an die Stelle der Posaune die Okarina» trat, dass aber unter der Asche das alte Feuer weiter glomm, dass er streitbarer Gottesmann blieb.

Barth war alles andere als ein Nationalist. Seine mannigfachen Beziehungen zum Ausland – zu Deutschland, Frankreich, England, dem europäischen Osten – beweisen seine Übernationalität. Aber seine besten Kräfte hat er doch aus dem helvetischen Mutterboden gesogen, auf den er immer wieder zurückkehrte. Er liebte die Heimat mit all ihren eigentümlichen Sonderheiten, wies sie stets erneut auf den rechten Weg, wenn er glaubte, dass sie davon abgewichen sei – wie ein Vater sein geliebtes Kind zurechtweist. Mit den schweizerischen Behörden geriet er verschiedentlich in Konflikt. Diese Spannungen mochten ihren Grund im fundamentalen Antagonismus zwischen Staat und Kirche haben, beruhten jedoch zuweilen auch auf bestimmten Verhältnissen und Personen. Das gereizte Verhältnis hat sich indessen immer wieder entspannt. Seine schweizerische Heimat hat Barth während des Zweiten Weltkriegs mit Leib und Seele verteidigt. Das ist gewiss nicht sein grösstes, aber ein sehr grosses historisches Verdienst. Er wird sich über gelegentliche Verstimmungen in seiner überlegenen Altersweisheit mit dem Gedanken getröstet haben, dass derjenige, der von seinem Vaterland Dank erwartet, nicht würdig ist, ihm zu dienen.